

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Rebr. 9. Dezember 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 16.

## Die Wunderblume.

Von Etine Andrefsen.

Es gibt auf Erden eine Wunderblume. Die zu den allerfeinsten gehört. Und wer sie pflückt im stillen Heiligthum. Dem ist fürwahr ein köstlich Gut bescheert. Sie ist nicht ausgefüllt dem Blick der Massen. Man kauft sie nicht auf Märkten und auf Gassen. Sie ist mehr als das Gold der Erde werth. Kennst du die Wunderblume wohl mit Namen. Die wie das Veilchen im Verborgenen blüht. Die aufsteigt aus einem edlen Samen. Gedeiht tief im menschlichen Gemüth? Die Freundschaft ist's, die echte, wahre, reine. Die frei von Falch und trügerischen Scheine. Still leuchtend wie die ewige Lampe glüht. Sie welkt und stirbt nicht jäh in Ungewittern. Blüht schöner auf im schwersten Lebenskrisen. Sie wird vor keinem Schicksalssturm erzittern. Denn ihre Wurzeln liegen tief und weit. Es kann sie keine Schmerzensfluth verdrängen. Des Reides Flamme kann sie nicht verengen. Sie ist von Gott und bleibt in Ewigkeit.

## Der Held der Westbahn.

Paris im Oktober.

Am Nachmittag, in den Champs Elyses. Der schöne, mattgoldene Sonnenschein der Pariser Herbsttage. In den vorbeifahrenden Wagen sitzen lachende Menschen. Lachende Menschen spazieren in den Wagen; lachende Menschen rauchen auf den Stühlen ihre Zigaretten oder lesen ihre Zeitungen, obwohl die Nachrichten darin gerade nicht zum Lachen sind. Mitten in aller der Freude liegt auf einer Bank in der Nähe des Mariquetteaters ein Unglücklicher. Der Mann ist noch jung, ein hübscher, schlanker Mensch. Jedoch seine Züge tragen die Spuren von Schmerzen und Entbehrung, ein Arm liegt in einer mit Blut besetzten Binde, und unter einer schmerzhaften Eisenbahnmütze sieht man eine zweite Binde, die gleichfalls mit Blut getränkt ist. Er sieht so erbarmungswürdig aus, daß er bald die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt. Ein mitleidiger Polizist — die Pariser Polizisten sind alle mitleidig, wenn es nicht gerade Arbeiterersammlungen gibt! — legt dem Mann seine Hand auf die Schulter und spricht ihm zu, freundlich, wie ein guter Onkel der bürgerlichen Ordnung. Der Mann mit der Eisenbahnmütze will aufstehen, aber er kann nicht; er sinkt mit einem leisen Schmerzenslaut zurück, und die Leute, die bei der Bank stehen, murmeln unwillig, weil sie die Einmischung des freundlichen Schutzmanns für brutal und abscheulich halten.

„Was will die Polizei von dem Manne? Bettelt er denn?“ fragt ein behäbiger Herr mit goldener Brille und dem roten Bändchen der Ehrenlegion.

Nein, der Mann bettelt nicht. Er hat sogar zwei Sous topfschüttelnd zurückgewiesen, die ihm eine brave Dame geben wollte.

„Nun also —“, sagt der Herr mit der Ehrenlegion entrüstet und wendet sich zu dem Schutzmann. Der ist aber schon beschämt weitergegangen; Schutzleute werden in ihren humanen Absichten so leicht mißverstanden. Der Herr mit der Ehrenlegion ist von anderer Art. Er beugt sich zu dem Verwundeten nieder und spricht ihm tröstend zu. Dann legt er die Hand trompetenartig ans Ohr und lauscht auf die Antwort. Sie kommt flüsternd. Die Umstehenden verstehen nur die Worte:

Westbahn... Streit... Fuchsjagd...“

Der staltliche Herr wendet sich an die Zuschauer. „Meine Herrschaften, Sie verwirren diesen armen Mann. Bitte, weichen Sie nur ein paar Schritte zurück, damit er nicht Angst bekommt. Ich bin Arzt, Nervenarzt. Wie es scheint, sind die Nerven dieses Arman durch einen Schreck zerrüttet. Ich bringe es heraus, ich verziehe mich darauf. Aber lassen Sie mich ein paar Minuten allein mit diesem Manne. Vielleicht — ja, vielleicht ist einer der Herren so

gütig, eine Droschke herbeizuschaffen?“

Der beschämte Schutzmann, der sich wieder genähert hat, will sein Ungeschick gut machen und wirft einem Taximeter.

„Danke, Sergeant!“ sagt der dicke Herr kurz und noch immer abweisend. Dann tritt alles zurück und schließt einen Kreis um den Kranken und den Nervenarzt.

Wir sehen, wie der Doktor dem Mann mit dem feidenen Tuch das Blut aus dem Gesicht wischt und ihm zuspricht. Lange bleibt seine Bemühung vergebens. Endlich aber antwortet der Mann mit der Eisenbahnmütze langsam und stotternd, mit Hustenanfällen und Krampfbewegungen, und der Nervenarzt macht Gebärden stärkster Entrüstung. Die Szene ist so eindrucksvoll, daß eine junge Dame an meiner Seite das Schlucken triegt. Sie ist eine Engländerin, und die schluden besonders dramatisch.

„Wa — as i — ist — mi — it di — ea arme Mi — mann?“ fragt sie, natürlich auf englisch. Ich gebe ihr nach Möglichkeit Auskunft, und sie schluckt gefühlvoll weiter.

Endlich springt der Nervenarzt auf, würdevoll, aber in heftiger Bewegung. Er schüttelt mit dem Kopf, nimmt seine Brieftasche aus dem Rock und sucht in ihr nach einer Visitenkarte. Dann kommt er auf unsere neugierige Gruppe zu.

„Meine Herrschaften!“ sagt er. „Ich kenne Ihre politischen Ansichten nicht, aber das ist furchtbar. Dieser Mann ist ein Held. Ganz einfach ein Held. Er ist der Maschinist der Westbahn, der nicht gestreift hat, Sie haben davon sicher in den Zeitungen gelesen.“

„Alteingesessenes Kopfniden. Kein Mensch hat von diesem Maschinisten etwas gelesen, und soweit es mich innerlich ist, haben die Maschinisten der Westbahn alle gestreift, aber man will doch wissen...“

„Nun ja,“ fährt der Doktor fort. „Der Herr! Seine Kameraden haben ihn wegen seiner Pflichttreue erst verurteilt, dann bedroht, dann gefoltert, geschlagen, meine Herren! Das ist eine Republik! Noch mehr! Sie sind in seine Würde geschunden, sein kleines Haus in Boulogne, am Ufer der Seine und haben alles vernichtet. Seine Frau ist krank, seine Kinder sind todt, seine Möbel zertrümmert. Er selbst wurde mit Füßen getreten, als er erklärte, seinen Dienst weiter thun zu wollen. Er wurde mit Revolver bedroht, meine Herrschaften. Mit einem abgebrochenen Gasrohr erhielt er einen Schlag über den Kopf. Die Hand ist wahrscheinlich gebrochen. Mit Fußtritten wurde er aus dem Hause getrieben...“

Das Auditorium ist bewegt und entrüstet. Neugierige und achtungsvolle Blide betrachten den Helden der Westbahn, der zusammengeklumpt auf der Bank sitzt. Der gute Doktor wischt sich eine Thräne vom Brillenglas und fährt fort, mit gedämpfter Stimme:

„Meine Herrschaften, dieser Mann bettelt nicht. Er ist ein Ehrenmann. Die Regierung wird ihn belohnen. Es ist kein Zweifel daran, ich habe Vertrauen zu der Regierung und über dies“ (vertraulich) „ich habe Beziehungen im Parlament. Aber bis dahin können wir, Bürger von Paris, den Unglücklichen nicht auf der Straße lassen. Wir wollen eine kleine Sammlung machen — ich selbst betheilige mich gern — hier ist meine Karte, Schutzmann...“

Der Schutzmann nimmt die Karte und grüßt militärisch. „Danke, mein Freund!“ Der gute Doktor ist schon milder geworden. „Auch, meine Herrschaften, wir müssen zeigen, daß wir Franzosen sind und die Männer zu lobnen verstehen, die für unser Gut, unser Leben sich opfern. Hier — hier ist mein Beitrag!“

Mit einer majestätischen Geste wirft der Nervenarzt einen Louis in seinen Hut. Einen Louis! Donnerwetter, die Sache kann teuer werden! „Wenn er nun aber nichts nehmen will?“ frag ich mit einigem Bedenken. „Das lassen Sie nur meine Sorge sein!“ antwortete der Menschenfreund gönnerhaft.

Er ist schon beim Sammeln. Sein Louis ist vereinzelt geblieben, aber einen Franken gibt jeder. Die Engländerin schludert sogar ein Fünfrankensstück heraus — „c'est la femme, c'est la femme!“ Schließlich kommen so dreißig bis vierzig Franken zusammen.

„Danke, meine Herrschaften, danke!“ sagt der Herr Doktor gerührt. „Sie sind Menschenfreunde. Ich bringe jetzt den Arman erst einmal nach meiner Wohnung — Sie haben doch meine Karte, Schutzmann? —, um ihn mit Speise und Trank zu erquiden und seine Wunden zu heilen; und dann

fahre ich nach der Redaktion des Temps, meine Herrschaften. Danke! Schutzmann, den Wagen!“

Das Publikum weicht auseinander, um dem Helden der Westbahn Platz zu machen, der von dem guten Arzt und einigen hilfreichen Männern zu der Droschke geführt wird. Der Schutzmann leitet die Expedition mit großer Umächt. Er ist ganz glücklich darüber, daß er nicht mehr mißverstanden wird; ich glaube sogar, er hat im Geheimen auch zehn Sous in den Hut des Doktors gesteckt.

Endlich sitzen der Mann mit der Ehrenlegion und der Mann mit der Eisenbahnmütze in dem Wagen. Der arme Verwundete liegt auf dem Rücksig und dem Vorderstuhlgestreckt, und der Doktor stützt ihn mit dem rechten Arm und zieht mit einer neuen großen Geste den zur Wohltätigkeitsklasse erhobenen Hut.

„Nochmals Dank!“ ruft er. „Es lebe die Republik!“

Der Schutzmann salutiert, der Wagen fährt nach der Alexanderbrücke zu in raschem Trabe fort, und wir gehen alle unseres Weges, gerührt und innerlich gehoben durch den Gedanken, ein gutes Werk gethan zu haben.

Zwei Stunden später komm' ich aus dem Senatspalast in den Luxemburgergarten. An einer Bank in der Nähe der Fontaine Médicis setz' ich einen Menschen auf. Da liegt ein blauer, blonder, mit Blut besetzter Mensch mit einer Eisenbahnmütze. Vor ihm steht ein behäbiger würdiger Herr, der eine goldene Brille und das Bändchen der Ehrenlegion trägt. Er bebt vor Entrüstung.

„Meine Herrschaften!“ beginnt er zu sprechen. „Ich kenne Ihre politischen Meinungen nicht, aber dieser Mann ist ein Held...“

## Etwas von der Auster.

Von G. Schenkling.

„Triumph und höchste Zierde der Tafel“ nannte Plinius, ein vornehmer Sohn des schlemmerischen Rom, die Auster und sprach damit die öffentliche Meinung aus. Darum darf es nicht wundernehmen, wenn die Poeten der alten Kaiserstadt Loblieder zu Ehren dieses köstlichen Reizes des Meeres anstimmten. Martial, der, anstatt sich juristischen Studien zu befleißigen, von der Hand in den Mund lebte und Hofgelegenheitsdichter wurde, hat in einem enthuftastischen Epos die Auster des Lucriner Sees besungen, welche unter den bevorzugten, die von Brindisi, Tarent und Caprius in Mythen kamen, die bevorzugtesten waren.

Jedenfalls hat auch jene Auster ihre beachtliche Dasein im Lucriner See begonnen, die nach Lucinius mit dem netzen Stimmchen von 100,000 Sesterzien bezahlt wurde; sicherlich war sie auch eine Schönbewimperte, wie die Alten nicht ohne Besäe Auster mit toten Kiemen nannten.

Ein größeres Verdienst als jene Löbssänger erwarb sich indessen Sergius Orata um das Muschelthier. Um den stetig steigenden Bedarf an Auster wenigstens einigermaßen zu decken, legte er bei Baja Austerenteiche an, „nicht“, fügt Plinius dieser Mitteilung verächtlich zu, „weil er ein Feinschmecker, sondern weil er ein speculativer Kopf war, der aus seiner Erfindung großen pecuniären Vorteil zog.“

Trotzdem mußten bereits zur Kaiserzeit britische Auster in Rom eingeführt werden, denn der Austeresser gab es viele, und ihr Appetit war groß. Der Kaiser Vitellius soll täglich in vier Mahlzeiten 4800 Stück verschlungen haben. Selbst die dem Heimatlande fern lebenden Söhne Roms mochten die Delikatesse nicht entbehren, wie die Ausgrabungen der Kaffelle und Niederlassungen an den alten Römerstraßen vollaus beweisen; neben Fußstochen von Nähen, Leberreihen von Krametsböden und dem Schind des Störs finden sich in den Küchenüberresten auch Austerenschalen in Mengen. Baurath Jacobi, der Saalburgforscher und -renovator, vermag sich allerdings die Art und Weise der Verpackung und Beförderung der Auster in damaliger Zeit nicht recht zu erklären. Man weiß zwar, daß gefrorener Schnee dabei eine Rolle spielte; es hat indessen die Delikatesse die weite Reise vom Mittelmeer bis zum Taurus nicht immer gut überstanden, denn die abgelebten, holzfaulen Auster, die wir im südlichen Deutschland in der Regel bekommen, sind eine abscheuliche Waare“ schreibt der Centurio Rofivius Vitellius einem Kameraden am Tiberstrand.

Die Vornehmen der eingeseffenen Bevölkerung an den Rheinufen, Galier, die sich hatten romanisieren lassen,

scheinen im gesellschaftlichen Verkehr mit den römischen Beamten die Auster kennen gelernt zu haben und wurden zu ebensolchen Verehrern dieser Schalthiere wie es die Römer waren — und ihre Nachkommen sind es bis heute geblieben. Es beträgt nämlich der Austergeruch in Frankreich nicht weniger als 825 Millionen, von denen auf Paris allein an 30 Millionen Pfund entfallen. Dieser reichliche Austerkonsum zeitigte in Frankreich sogar eine Austerliteratur. An der Spitze der französischen Austerliteratur steht der geistreiche Physiologe des Geschmacks Brillat-Savarin, der die Auster die „Trüffel des Meeres“ nennt. Eingehend vergangener Zeiten klagt er: „Ach! Ich habe ganz oder beinahe ganz jene Austerfrüßlinge verschwinden sehen, die früher so häufig und fröhlich waren, wo man die Auster zu Tausenden verspeiste! Sie sind dahingegangen mit den Elegants, die niemals weniger als ein Gros schlürften, und mit den Belleuten, die niemals genug bekommen konnten. Ich meine ihnen nach, aber als Philosoph: wenn die Zeit sonar die Regierung fortbläht, warum soll sie die Austerfrüßlinge verschonen?“

Neben den Schelleuten und Kavaliereen hat Brillat-Savarin aber auch andere Austerfreunde kennen gelernt, so einen gewissen Labert, der, von ihm zu Gast geladen, zweihundredig Dugend vertilgte. Und von König Heinrich IV. weiß man, daß er sich für ein Austergericht begeistern konnte.

Um seinen Austerbedarf zu decken, hat sich denn auch Frankreich in erster Linie auf die Austerzucht gelegt. Es besitzt rund 7000 Brutanstalten, die eine Fläche von etwa 38,000 Acres bedecken. Die bedeutendsten Austerparks sind die der Insel Re, zu Rennes, bei La Tremblade und die von Cancale. Die geschäftlichsten Auster kommen von Marenes, Cancale und Saint-Basit und werden bis zu 800 pro Tausend bezahlt.

In keiner Stadt Europas dürfte indes der relative Austerkonsum größer sein als in London; er repräsentiert einen Werth von mehr als 25 Millionen Dollars. Was will das aber sagen gegen den Austerverbrauch in Nordamerika? New York allein verzehrt in einer Woche 100 Millionen Stück. Wieviel Millionen mag das sogenannte „Groß-New York“ verspeisen? Eine ungefähre Vorstellung kann man sich machen, wenn man erfährt, daß der Austerhandel im Staate New York allein ein Durchschnittskapital von 5,000,000 Dollars repräsentiert. Für den Versand nach dem Westen werden Eisenbahnwagen, sogenannte Refrigerator-Cars, Wagen mit Kühlvorrichtung, die ausnahmslos diesem Zwecke dienen, benützt. In der gesammten Union gibt es wohl nicht einen Bürger, der sich in seinem Leben noch nicht ein Austergericht geleistet hätte. Hier ist die Auster ein Volksnahrungsmittel, und eine Anzahl von Menschen, die schluckers, sind Tag und Nacht beschäftigt, Auster zu öffnen, denn bei uns kommt ja die Auster zumeist „entschält“ in den Handel.

Ein wichtiges Nahrungsmittel war die Auster aber schon vor Jahrtausenden, und zwar an einer Küste, an der man heute vergeblich danach sucht. Die sich an der jütischen Ostküste hinziehenden 100 Fuß langen Erhebungen von drei Meter Höhe sind nach den Untersuchungen dänischer Gelehrter nämlich nichts anderes als „Austerböden“. Abfälle aus dem Haushalt der prähistorischen Dänen, und besteten größtentheils aus Austerfrüßlingen. Also hatte der Mensch bereits zu dieser Meeresfrucht gegriffen, als er kaum schon diesen Namen verdiente. Und warum sollte er nicht? Eine lebende Auster ist, wenn sie einmal geöffnet wurde, das einfachste Gericht, das er genießen kann. Sie verlangt keine Zubereitung, sie hat weder Knochen noch Gräten und liegt in ihrer eigenen Schüssel.

Nach Poyers Untersuchungen enthalten 16 Dugend Auster genau so viel stickstoffhaltige Substanzen, als ein Mann täglich bedarf. Das Gericht würde freilich, wenn man englische Auster, Whittables oder Natives, Benachnennern der holländischen Austerpartie am südlichen Ufer der Themsemündung wählen würde, sich auf einen Preis von 12 und mehr Dollars belaufen, während man bei Holsteinern etwas billiger dazu käme.

Die Auster gedeiht nur bei vollem Licht und bleibt in Meerestiefe klein; auch ist sie nur da zu finden, wo das Wasser mehr als 3 Prozent Salzgehalt hat. Aus diesem Grunde ist sie aus der Ostsee verschwunden, und die vielfachen Versuche, sie in diesem Meere

wieder anzufiedeln, sind sämtlich gescheitert. Auch ist die Beschaffenheit des Meeresbodens für das Wohlbefinden der Auster von Einfluß, und die Austerkenner unterscheiden Berg-, Sand- und Thonaufern, von welchen die ersteren, auf Feldgrund gewachsen, die besten sein sollen. Durch die Nahrung der Auster, die in allerlei Kleinwesen des Meeres besteht, wird ihre Färbung bestimmt. An pflanzlichen Organismen reichert Wasser hier „grüne“ Auster, die Farbe der bräunlichen Beruht auf der Gegenwart parasitischer Elemente. Die „Grünen“, von den Holländern groenbaardjes = Grünbärtchen genannt, sind seit jeher geschätzt und stehen hoch im Preise. Bessererischerweise werden zuweilen Auster in Wasser mit Kupfergehalt getan, wodurch ihre Kiemen grüne Färbung annehmen und sie nun als theure grüne Auster auf dem Markt gebracht werden: ihr Genuß erregt die sogenannten Austervergiftungen.

Diese Krankheit, die 1713 zum ersten Male im Haag auftrat und in der Folgezeit wiederholt in Paris beobachtet wurde, steht also zumeist nicht mit der Auster selbst, sondern mit der künstlichen Färbung derselben in ursächlichem Zusammenhang. Aber es gibt auch natürliche grüne giftige Auster; sie stammen aus der Bai von Falmouth, welche die mit Kupferhaltigen gefärbten Abzugsflüsse nahegelegener Kupferbergwerke aufnimmt. Gelblichgrüne Auster sind stets giftig, blauarig nicht. Andere Ursachen der Austervergiftung zu erforschen, ist noch eine Aufgabe der Zukunft. Wären Auster an und für sich giftig, so wären sie es doch immer gewesen, und die Schädlichkeit ihres Genußes würde dann längst festgestellt worden sein.

Die europäische Auster findet sich in zahlreichen lokalen Formen von Vigo in Spanien bis hinauf zur norwegischen Insel Träne. Das Zentrum ihres Vorkommens liegt im Kanal. Dort sind auch die geschätztesten Sorten dieses Schalthieres zu finden. Neben den Whittableaufern werden die von Colchester (Grünbärte) und Essex bezugsam. In Holland, wo der Austerfang namentlich an der Küste von Zeeland betrieben wird, gelten die von Thende als besonders gut. Die besten deutschen Auster sind die Holsteiner.

Alle nordischen Auster heißen „Hollsteiner“, gleichviel ob sie Helgoländer, Norweger, Friesen oder Schotten sind. Sie sind meist groß, mit plumper Schale, und von der Helgoländer Auster gilt nach Moritz Buschs „gerechtem Austeresser“ daselbe, was von großen Äpfeln und großen Kartoffeln gilt: sie eignen sich nicht für den Feinschmecker und wird von ihm nur im Notfall gegessen. Immerhin ist ihr Geschmack noch besser als der jener amerikanischen Auster, die vorzugsweise im Red River, in der Great South Bai und Canarie Bai gefischt werden. In Italien gelten als die besten Sorten die Triester Pöhlaufern, die venezianischen Arsenalauster und die schon bei den Alten beliebten tarentinischen.

Einen Theil ihres Wohlgeschmacks verdankt die Auster der Leber, deren bräunlicher Bildungstoff Glykogen heißt. Ueber diesem lagert ein leicht löslicher, weißlicher Körper. Beim Verspeisen des lebenden Thieres gelangen beide Stoffe in Berührung, und dadurch schon wird der größte Theil der Auster verdaut. Bei der gekochten Auster ist dieser die Verdauung fördernde Stoff zerlegt, und sie ist nicht minder schwer verdaulich als andere Fleisch- und Fischspeisen. Wegen ihrer den Appetit anregenden Eigenschaft bildete die Auster bei den Römern den ersten Gang des Gastmahls, und noch zur Zeit Ludwigs XVI. war dies in Frankreich wie in Deutschland Brauch.

Längst hat sich die Kochkunst der Auster bemächtigt. Schon im siebzehnten Jahrhundert verspeiste man Austeruppen, im achtzehnten führt Grimod de la Reiniere eine ganze Reihe von Austergerichten an. Auf der Tafel der Gegenwart erscheinen die Auster gekaut und gebraten, besonders als Beigabe zu Rogotts und Sohen. In der englischen Küche stehen Austeruppen und Austerpasteten im Vordergrund. Troy aller gastronomischen Kunst dürften indessen unzubereitete Auster am besten munden, aber freilich müssen sie sein, wie schon Goethe sagt:

„Austern, wenn ihr sie nicht frisch genießt, Wahrhaftig eine schlechte Kost.“

Am wohlgeschmecktesten sind sie, wenn sie unmittelbar vor dem Verspeisen gefangen werden. Das Beträufeln mit Zitronensaft und das Bestreuen mit Pfeffer verschleiert den wirklichen Austergeschmack; nach Plinius bilden Auster mit Del und gerösteten Zwiebeln eine bevorzugte Fastenspeise im alten Rom.

## Die Hausthiere als Krankheitsvermittler.

Es kann gar nicht genug davor gewarnt werden, daß Personen, die an einer ansteckenden Krankheit leiden oder in der Genesung begriffen sind, sich viel mit Hausthieren zu schaffen machen. Die Erfahrungen sprechen unwiderleglich dafür, daß auf diesem Wege Krankheitskeime verbreitet werden. Es ist ja auch nichts natürlicher, als daß ein Kranker bei Liebeslungen einer Katze oder eines Hundes den Krankheitskeim auf das Fell des Thieres überträgt und daß wiederum der Keim durch das nämlische Thier auf die Hände einer anderen Person gelangt, wonach deren Erkrankung nur noch von einem Zufall abhängig bleibt. In einer amerikanischen Großstadt ist kürzlich ein Gesundheitsbeamter in Berücksichtigung dieser Thatsachen bei einer Rodenepidemie so weit gegangen, die Tödtung sämtlicher Hunde u. Katzen in der ganzen Stadt zu fordern. Das hätte nun allerdings kaum einen Zweck gehabt, denn man hätte ja aus den gleichen Gründen auch die Kühe und Pferde tödten müssen. Der Gedanke war aber durchaus nicht neu. Der berühmte Bakteriologe Pasteur war in seinen Maßnahmen zwar weniger mörderisch, aber entfernte aus seinem Hause doch alle Hausthiere, einschließlich der Bögel, weil er bei seinen vielen bakteriologischen Untersuchungen eine zufällige Krankheitsübertragung durch diese Thiere befürchtete. Am besten wird man sich freilich dadurch schützen, daß es Kranken zum Gebot gemacht wird, während der Zeit ihres Krankseins die Berührung mit Hausthieren zu vermeiden.

## Vom Ohr.

Ein aufmerksamer Beobachter hat die überraschende Wahrnehmung gemacht, daß das Ohr während der letzten Jahrzehnte weiterwächst, und daß es damit bis zum Tode nicht aufhört. Wenn man sich, inmitten einer Menge von Menschen befindet, wie z. in der Kirche, die Mühe gibt, seine Aufmerksamkeit auf die Ohren zu richten, so wird man finden, daß die älteren Personen viel größere Ohren haben als die jungen. Eine Frau z. B., die im Alter von zwanzig Jahren kleine Ohren hat, wird mit vierzig Jahren Ohren von mittlerer Größe und mit sechszig Jahren recht ansehnliche Ohren haben. Aus welchem Grunde die Ohren das ganze menschliche Leben hindurch wachsen, während dies bei der Nase nicht der Fall ist, das ist ein Geheimnis. Auch einige andere Bemerkungen hinsichtlich der Ohren sind interessant. So die, daß die Gestalt der Ohren durch Vererbung übertragen wird. Jedes Ohr pflegt sich sozusagen vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht auf Geschlecht fortzupflanzen. Gelehrte, die über Verbrecher Forschungen angestellt haben, behaupten, daß diese ganz besonders gestaltete Ohren besitzen. Es gibt auch sehr wahrscheinlich keinen Menschen in der Welt, der ein Paar vollkommen gleichgeformter Ohren hätte. Bei den meisten Menschen sind die Ohren merkwürdig voneinander verschieden, und zwar nicht bloß in ihrer Gestalt, sondern auch hinsichtlich ihrer Größe. Oft sitzen sie sogar nicht in derselben Art am Kopfe.

## Gurmtübia.

Angeschlagter (als Staatsanwalt und Vertheidiger etwas aneinandergerathen): „Aber i' bitt', meine Herr'n, wegen meiner werden S' Jhna do' net zertrieg'n!“

## Die böse Herrin.

„Dente Dir nur, auf meine Annonce bin heben jetzt sechs Dienstmädchen drauß'n!“

„Lach sie alle sechs da, dann reichst du doch einige Zeit!“

## Schwer zu sagen.

Ein Gast bestellt, nachdem er eine ganze Portion Gänsebraten gegessen hat, noch eine halbe, die sich quantitativ von jener kaum unterscheidet. „Sagen Sie mal“, wendet er sich an den „Ober“, „worin besteht denn eigentlich der Unterschied zwischen ganzen und halben Portionen bei Ihnen?“ „Bardon“, antwortet der Kellner, „das weiß ich auch nicht; ich bin erst seit drei Tagen hier.“

## Mit verhärteten Mitteln.

Schwiegermutter (die sich bei dem Spektakel, welchen ihre drei Entel mit ihren Trompeten machen, entsetzt die Ohren zuhält): „Aber Kinder, um Gotteswillen, das ist ja zum Davonlaufen!“

Einer der Entel: „Das sollst Du ja auch! Und wenn es nichts hilft, hat Papa gesagt, dann laufft er Jedem von uns noch eine Trommel dazu!“